

HANSER



Peter Bieri

Eine Art zu leben

Über die Vielfalt menschlicher Würde

ISBN (Buch): 978-3-446-24349-1

ISBN (E-Book): 978-3-446-24440-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24349-1>

sowie im Buchhandel.

Inhalt

Einleitung: Würde als Lebensform	II
1. Würde als Selbständigkeit	19
<i>Ein Subjekt sein 20 Ein Selbstzweck sein 23 Schlachthöfe 28 Und wenn es freiwillig geschieht? 29 Demütigung als demonstrierte Ohnmacht 33 Flucht in die innere Festung 35 Rechte haben 37 Bevormundet werden 38 Fürsorgliche Bevormundung 43 Respekt vor Fremdem und Engagement 48 Abhängigkeit: bitten und betteln 55 Um Gefühle betteln 64 Innere Selbständigkeit: denken 66 Innere Selbständigkeit: wollen und entscheiden 70 Innere Selbständigkeit: Affekte 73 Innere Selbständigkeit: Selbstbild und Zensur 75 Demütigung durch Hörigkeit 78 Selbständigkeit durch Selbsterkenntnis 81 Eine Therapie brauchen 82 Würde durch Arbeit 86 Geld 90</i>	
2. Würde als Begegnung	95
<i>Wenn Subjekte sich begegnen 95 Engagement und Distanzierung 98 Anerkennung 105 Gleichberechtigung 108 Zur Schau stellen 109 Lustobjekte 113 Ware Mensch 115 Mißachten 116 Reden Sie mit mir! 117 Auslachen 118 Nicht verstehen dürfen 121 Manipulieren 127 Täuschen 128 Verführen 134 Überwältigen 139 Mit einem Therapeuten arbeiten 143 Kein Mitleid, bitte! 148 Wenn Selbständige sich begegnen 151 Dem Anderen eine offene Zukunft lassen 153 Würdige Abschiede 154</i>	

3. Würde als Achtung vor Intimität	157
<i>Das zweifache Bedürfnis nach Intimität 158 Den Blick der Anderen spüren 159 Was ist ein Makel? 161 Die Logik der Scham 164 Beschämung als Demütigung 169 Würde als überwundene Scham 172 Der intime Raum 177 Der innerste Bezirk 180 Würdevolle Offenbarungen 186 Würdelose Offenbarungen 190 Geteilte Intimität 194 Verratene Intimität als verlorene Würde 197 Eine Herausforderung: Intimität als mangelnde Courage 206</i>	
4. Würde als Wahrhaftigkeit	213
<i>Andere belügen 215 Sich selbst belügen 218 Aufrichtigkeit und ihre Grenzen 220 Die Dinge beim Namen nennen 228 Das Gesicht wahren 232 Dummes Geschwätz 235</i>	
5. Würde als Selbstachtung	241
<i>Würde durch Grenzen 241 Fließende Selbstbilder 246 Zerstörte Selbstachtung 249 Geopferte Selbstachtung 252 Zerrissene Selbstachtung 256 Verantwortung für sich selbst 259</i>	
6. Würde als moralische Integrität.	265
<i>Selbständige Moral 265 Moralische Würde 269 Würde in Schuld und Vergebung 274 Strafe: Entwicklung statt Vernichtung 283 Absolute moralische Grenzen? 294</i>	
7. Würde als Sinn für das Wichtige	309
<i>Sinn in einem Leben 309 Die eigene Stimme 312 Gleichmut als Sinn für die Proportionen 318 Vom Ende her gesehen 327</i>	

8. Würde als Anerkennung der Endlichkeit	331
<i>Wenn andere sich verlieren</i> 331	
<i>Ausbruch</i> 335	
<i>Sich selbst verlieren: Auflehnung</i> 336	
<i>Sich selbst verlieren: akzeptierte Reise in die Nacht</i> 343	
<i>Sterben</i> 346	
<i>Sterben lassen</i> 350	
<i>Dem Leben ein Ende setzen</i> 357	
<i>Einem Toten gegenüber</i> 370	
Literaturhinweise	375

Einleitung: Würde als Lebensform

Philosophie, wie ich sie verstehe, ist der Versuch, begriffliches Licht in wichtige Erfahrungen des menschlichen Lebens zu bringen. Um über diese Erfahrungen nachdenken und sprechen zu können, haben wir Begriffe erfunden, die uns in gewöhnlichen Zusammenhängen als etwas Selbstverständliches zur Verfügung stehen. Doch manchmal geschieht es, daß wir genauer wissen möchten, wovon wir eigentlich reden, weil Wichtiges auf dem Spiel steht, sowohl im Verstehen als auch im Handeln. Wenn wir dann einen Schritt hinter die sprachliche Gewohnheit zurücktreten und uns auf den Begriff konzentrieren, stellen wir verwirrt fest, daß uns gar nicht klar war, was wir da die ganze Zeit gesagt hatten. Der Begriff erscheint uns plötzlich fremd und rätselhaft.

So kann es uns mit dem Begriff der *Würde* gehen. Die Würde des Menschen – das ist etwas Wichtiges und etwas, was nicht angetastet werden darf. Doch was ist es eigentlich? Was ist es *genau*? Wenn wir versuchen, hier Klarheit zu gewinnen, können wir zwei verschiedene gedankliche Wege gehen. Der eine ist der Weg, auf dem wir Würde als eine *Eigenschaft* von Menschen auffassen – als etwas, was sie kraft der Tatsache besitzen, daß sie Menschen sind. Es gilt dann, die Natur dieser Eigenschaft zu verstehen. Man wird sie nicht als eine natürliche, sinnliche Eigenschaft verstehen wollen. Eher als eine außergewöhnliche Art von Eigenschaft, die den Charakter eines *Anrechts* hat: des Anrechts, auf eine bestimmte Art und Weise geachtet und behandelt zu werden. Man würde es als ein

Anrecht verstehen, das jedem Menschen innewohnt, das er in sich trägt und das man ihm nicht nehmen kann, ganz gleich, was man ihm an schrecklichen Dingen zufügen mag. Es gibt Lesarten dieses Anrechts, die es auf die Beziehung zu Gott als unserem Schöpfer zurückführen und es aus dieser Beziehung verständlich zu machen suchen.

Ich bin in diesem Buch einen anderen Weg gegangen und habe eine andere Perspektive eingenommen. Die Würde des Menschen, so wie ich sie hier verstehe und bespreche, ist eine bestimmte Art und Weise, ein menschliches Leben zu leben. Sie ist ein Muster des Denkens, Erlebens und Tuns. Diese Würde zu verstehen, heißt, sich dieses Muster begrifflich zu vergegenwärtigen und es gedanklich nachzuzeichnen. Dazu braucht man keinen Blick auf ein metaphysisches Verständnis der Welt. Was man braucht, ist der wache und genaue Blick auf die vielfältigen Erfahrungen, die wir mit dem Begriff der Würde einzufangen suchen. Es geht darum, all diese Erfahrungen in ihren Einzelheiten zu verstehen und sich zu fragen, wie sie zusammenhängen. Es geht darum, den intuitiven Gehalt der Würdeerfahrung auszuschöpfen.

An der Lebensform der Würde kann man drei Dimensionen unterscheiden. Die eine ist die Art, wie ich von den anderen Menschen behandelt werde. Ich kann von ihnen so behandelt werden, daß meine Würde gewahrt bleibt, und sie können mich so behandeln, daß meine Würde zerstört wird. Hier ist die Würde also etwas, über das andere bestimmen. Um mir diese Dimension zu vergegenwärtigen, habe ich mir die Frage gestellt: Was alles kann man jemandem wegnehmen, wenn man seine Würde zerstören will? Oder auch: Was darf man jemandem auf keinen Fall wegnehmen, wenn man seine Würde schützen will? Auf diese Weise erhält man eine Übersicht über die vielen Facetten der Würde, sofern sie von anderen abhängt, und man kann sich verdeutlichen, wie diese Facetten miteinander verknüpft sind.

Die zweite Dimension betrifft wiederum die anderen Menschen, mit denen ich zusammenlebe. Doch dieses Mal geht es nicht darum, wie sie *mich* behandeln. Es geht darum, wie ich *sie* behandle, und, weiter gefaßt, wie ich zu ihnen stehe: was für eine *Einstellung* ich zu ihnen habe. Es geht darum, wie sie, von mir aus betrachtet, in meinem Leben vorkommen. Jetzt ist die Würde etwas, über das nicht andere bestimmen, sondern ich selbst. Die leitende Frage lautet: Welche Muster des Tuns und Erlebens den anderen gegenüber führt zu der Erfahrung, daß ich mir meine Würde *bewahre*, und mit welchem Tun und Erleben *verspiele* ich sie? In der ersten Dimension liegt die Verantwortung für meine Würde bei den anderen: Es ist ihr Tun, das meine Würde bewahrt oder zerstört. In dieser zweiten Dimension liegt die Verantwortung ganz allein bei mir: Ich selbst habe es in der Hand, ob mir ein Leben in Würde gelingt oder nicht.

Auch in der dritten Dimension bin ich selbst es, der über meine Würde entscheidet. Es geht um die Art, wie ich zu mir selbst stehe. Die Frage, die man sich stellen muß, lautet: Welche Art, mich selbst zu sehen, zu bewerten und zu behandeln, gibt mir die Erfahrung der Würde? Und wann habe ich das Gefühl, meine Würde durch die Art und Weise zu verspielen, wie ich mich zu mir selbst verhalte?

Wie behandeln mich die anderen? Wie stehe ich zu den anderen? Wie stehe ich zu mir selbst? Drei Fragen, drei Dimensionen der Erfahrung und drei Dimensionen der Analyse. Sie alle fließen im Begriff der Würde zusammen. Das gibt dem Begriff seine besondere *Dichte* und sein besonderes Gewicht. Die drei Dimensionen lassen sich gedanklich klar trennen. In der Erfahrung gewahrter, beschädigter oder gespielter Würde greifen sie ineinander. Erfahrungen, in denen unsere Würde auf dem Spiel steht, besitzen oft diese besondere Komplexität: Die Art, wie wir zu uns selbst stehen, prägt unsere Einstellung zu den anderen, und dieser Zusammenhang prägt die Weise

und das Ausmaß, in denen die anderen über unsere Würde bestimmen können. Würde ist eine vielschichtige Erfahrung. Die Schichten überlagern sich manchmal und werden als getrennte Schichten unkenntlich. Es ist die Aufgabe einer begrifflichen Vergegenwärtigung, sie als unterschiedliche Erfahrungen sichtbar zu machen.

Den Verlust unserer Würde erleben wir als ein Unglück im Sinne eines *Makels*. Es ist nicht *irgendein* Makel, an den wir uns gewöhnen und den wir innerlich auf Distanz halten könnten. Neben dem Makel einer großen, untilgbaren Schuld ist es der zweite Makel, der den Willen in Frage stellen kann, das Leben fortzusetzen. Wir haben etwas an unserem Leben verloren, ohne das dieses Leben nicht mehr wert scheint, gelebt zu werden. Der Verlust wirft einen Schatten über das Leben, der es so verdunkelt, daß wir es gar nicht mehr leben, sondern nur noch aushalten könnten. Wir spüren: Damit kann ich nicht weiterleben. Ich wollte herausfinden: Worin besteht dieses hohe Gut der Würde, und was macht den Makel seines Verlusts so bedrohlich?

Das konnte nicht bedeuten, nach einer *Definition* für den Begriff der Würde zu suchen: nach notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür, wann jemand seine Würde wahrt und wann er sie verliert. Das ist es nicht, was wir wissen wollen. Das ist nicht die Genauigkeit und Transparenz, die wir suchen. Was wir im einzelnen verstehen und in der Übersicht erkennen wollen, ist, wie das Geflecht von Erfahrungen beschaffen ist, das wir mit dem Begriff der Würde verknüpfen. Dabei hat mir eine Frage geholfen, die mir um so dringlicher erschien, je länger ich mit dem Sammeln von Erfahrungen unterwegs war: Warum haben wir die Lebensform der Würde *erfunden*? Worauf ist sie eine *Antwort*? Der Gedanke, der sich langsam herausbildete, lautet: Unser Leben als denkende, erlebende und handelnde Wesen ist zerbrechlich und stets gefährdet – von außen wie von innen. Die Lebensform der Würde ist der Ver-

such, diese Gefährdung in Schach zu halten. Es gilt, unser stets gefährdetes Leben selbstbewußt zu *bestehen*. Es kommt darauf an, sich von erlittenen Dingen nicht nur fortreißen zu lassen, sondern ihnen mit einer bestimmten *Haltung* zu begegnen, die lautet: *Ich nehme die Herausforderung an*. Die Lebensform der Würde ist deshalb nicht *irgendeine* Lebensform, sondern die existentielle Antwort auf die existentielle Erfahrung der Gefährdung.

Auf diese Weise ist das Buch zu einer Vergewisserung über das menschliche Leben insgesamt geworden – zu einer Antwort auf die Frage: Was ist das eigentlich für ein Leben, das wir da als Menschen leben müssen? Worin bestehen seine Zumutungen? Und wie können wir sie am besten bestehen? Manchmal hat mir dabei eine Metapher geholfen: *Gleichgewicht*. Manche Versuche, Gefährdungen zu trotzen, fühlen sich wie Versuche an, in einem schwierigen Kräftefeld das Gleichgewicht zu bewahren. Das Verlieren und Wiedergewinnen der Würde hat etwas von verlorenem und wiedergewonnenem Gleichgewicht. Eine unwiderruflich verlorene Würde ist ein verlorenes Gleichgewicht, das nie wiederherzustellen ist. Für dieses besondere Gleichgewicht steht der Begriff der Würde. Er ist unverzichtbar. Fehlte er uns, könnten wir etwas Wichtiges an unserer Erfahrung gedanklich nicht fixieren und nicht zur Sprache bringen. Es wäre, als hätten wir einen blinden Fleck im gedanklichen Blickfeld.

Die Lebensform der Würde ist nicht aus einem Guß. Es gibt darin Risse und Sprünge, Unklarheiten und Unstimmigkeiten. Die Würde des Menschen zu verstehen, heißt nicht, diese Unvollkommenheiten zu übertünchen und wegzudeuten. Es heißt, sie anzuerkennen und in ihrer unübersichtlichen Logik aufzuklären. Auch einzelne Erfahrungen der Würde sind nicht immer unzweideutig und bruchlos. Und es gibt Konflikte zwischen verschiedenen Erfahrungen, so daß es zu Dilemmata der Würde kommen kann. Die einzelnen Erfahrungen sind

nicht kristallin – Erlebnisse mit glasklaren, scharfen Konturen. Die Intuitionen über gewahrte und verlorene Würde sind oft unscharf und verlaufen an den Rändern, wie Aquarellfarben vor dem Trocknen.

Ich hatte kein Bedürfnis, eine *Theorie* der Würde vorzutragen. Ich bin nicht sicher, daß wir so etwas überhaupt brauchen. Ich wollte niemandem vorschreiben, wie er über diese wichtige Dimension seines Lebens zu denken hätte. Überhaupt ging es mir nicht darum, recht zu haben. Das Buch ist in der Tonlage des gedanklichen Ausprobierens geschrieben. Nicht beweisen wollte ich, sondern sichtbar und verstehbar machen. Es ging um Vergegenwärtigung von vertrauten Erfahrungen. Sie wollte ich so reich und so genau wie möglich zur Sprache bringen. Es kam darauf an, über konkrete Menschen in konkreten Situationen zu sprechen, um in einem letzten Schritt dann zu abstrakteren Beschreibungen zu gelangen. Man kann sich dabei leicht verlaufen und in verquere Überlegungen verstricken. Ich habe versucht, dieses Bewußtsein für den Leser wachzuhalten. Und noch eine andere Art von kritischer Distanz findet sich an manchen Stellen: Sind wir sicher, frage ich mich dort, daß etwas eine echte Erfahrung ist und nicht nur eine Wortspielerei, eine sprachliche Fata Morgana? Etwas, was wir uns bloß einreden? Der Zweifel, wie ein Irrlicht, ist nie ganz zu bändigen.

Sind andere begriffliche Geschichten als die meine denkbar? Vielleicht im Rahmen anderer Kulturen? Es würde mich überraschen, wenn es eine gäbe, die wirklich *ganz* anders wäre: eine, in der *nichts* von dem vorkäme, was hier vorkommt, sondern eine Reihe vollständig anderer Erfahrungen. Aber es könnte Varianten geben: andere Akzente, andere Bewertungen, auch andere Verknüpfungen von Themen, die ich nicht gesehen habe, und Zweifel an Verknüpfungen, die ich als gegeben betrachtet habe.

Die Erfahrung des Schreibens war die Erfahrung einer Ge-

dankenbewegung, die unabgeschlossen und fortsetzbar blieb. Wenn ich Glück habe, überträgt sich diese Offenheit auch auf die Erfahrung des Lesers, der eigenes Erleben aufruft und das, was er liest, daran mißt. Mein Ziel beim Komponieren des Texts war, den Leser in meine Gedankengänge zu verwickeln und ihn zum Komplizen zu machen im leidenschaftlichen Versuch, Klarheit zu gewinnen. Ich wünschte mir, der Leser würde nicht nur von den Gedanken selbst, sondern auch von der Melodie dieses Nachdenkens mitgenommen und verführt.

»Nichts von dem, was ich gelesen habe, war mir wirklich neu. Vieles habe ich wiedererkannt. Aber ich bin froh, daß einer es in Worte gefaßt und im Zusammenhang dargestellt hat. Und froh bin ich auch, daß er nicht verschweigt, wie vieles an den Rändern der Gedanken unklar und unsicher bleibt.«

Wenn es Leser geben sollte, die mir so etwas sagen, dann würde ich denken: Ich hab's richtig gemacht.